



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Chauvinismus oder Nationalgefühl.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Chauvinismus oder Nationalgefühl?

In einem der letzten Hefte der „Historisch-Politischen Blätter“ warnt Dr. Jörg als getreuer Eckhart das deutsche Volk vor der ganz undeutschen, lächerlichen und gefährlichen nationalen Selbstgefälligkeit und Überhebung. Daß dieser Vorwurf neu sei, wird man nicht behaupten können. Aber die Art, wie er hier erhoben wird, bietet einen erwünschten Anlaß zu einer gelegentlichen besondern Erörterung desselben. Nicht bloß diejenigen Elemente nämlich, die ihn im Partei- oder in noch schlimmerem Interesse oder im Dienste einer „Öffentlichkeit um jeden Preis“ ausbeuten, nein, gerade die Kreise, an denen den Vertretern jeder Sache, wenn sie sich auf den echten Erfolg verstehen, am meisten gelegen sein muß, pflegen bei Berührung gerade dieses Themas noch allzu häufig eine Art von wundem Punkte zu verraten, dessen endliches Verschwinden in ihrem eigensten Interesse dringend zu wünschen wäre. Wie schon der deutschen Sprache eine heilige Scheu vor jeder Art von Rhetorik innewohnt, ein unbewußtes Ablehnen jener bequemen sprachlichen Wechsel, die mit einer klingenden Formel große geistige Werte decken wollen, so verrät gerade derjenige, der mit dieser Sprache und ihrem Gedankenschatz in innigere Berührung trat, der höher gebildete Deutsche, eine lebhafte Abneigung gegen alle sogenannten wohlfeilen Gefühle. Unter diesen standen ihm aber von jeher die patriotischen obenan. Denn nicht erst in unsrer Zeit wurden patriotische Mahnungen, deren Notwendigkeit man aus geschichtlicher Entfernung erst recht überfieht, als überflüssig, als Bloßstellungen vor dem Auslande, als lächerliche Robomontaden zurückgewiesen, sie wurden schon früher geradezu verdächtigt. Als einen Vorzug, als Vorbedingung seiner Leistungen in Kunst und Wissenschaft rühmen diese „geistig Überlegenen“ die nationale Selbstlosigkeit des Volkes

Grenzboten II. 1888.

der Dichter und Denker und warnen mit einem mißbilligenden Seitenblick vor dem „Chauvinismus“ als einer Verfälschung des Volksgeistes.

Es erscheint uns zweifellos, daß dort, wo diese Vorwürfe aus ehrlicher Meinung entstehen, das alles nur Vorwand ist für jenes oben bezeichnete, an sich nicht zu tadelnde Gefühl. Denn diese Leute sind ja gewöhnlich geschichtskundig genug, um zu wissen, wie wenig Gefahr es gerade in Deutschland mit einem Übermaße patriotischer Empfindungen hat, um zu wissen, daß es im Gegenteil immer Zeiten des drohenden Unterganges entweder der geistigen oder der politischen Selbständigkeit bedurfte, um sie hervorzurufen. Sie wissen ferner oder könnten es wenigstens wissen, daß „Chauvinismus“ nichts andres bei uns bedeutet, als einen schlaue erfundenen Ekelnamen für eine ganz andre Sache, daß es eigentlich „Bonapartismus“ bedeutet und aus diesem Ursprunge all den Beigeschmack von Servilismus, Dünkel und lächerlicher Phrasenhaftigkeit behalten hat, der es so unausstehlich macht. Sie könnten ferner sehr leicht die geschichtliche Ueberlegung anstellen, daß es gerade der verschrieene „nationale“ Grundzug war, der unsrer gegenwärtigen Kunst und Wissenschaft im Gegensatz zu andern „nicht nationalen“ Perioden ihr Ansehen verschafft hat, daß Goethe nicht seinem Kosmopolitismus seinen Ruhm verdankt, sondern seinem Werther, seinem Faust, seiner deutschen Lyrik und den aus ihr erwachsenen deutschen Idealgestalten von Hermann und Dorothea bis zu Iphigenie. Sie wissen, daß Beethoven „deutsche Musik“ machen wollte, wissen, was der treibende Gedanke in Jakob Grimms Schaffen war, und daß der Ruf nicht bloß unsrer geschichtlichen, sondern auch unsrer Naturwissenschaften von dem Geschlechte der Freiheitskämpfer begründet wurde und nicht von den Rousseauschülern und Weltbürgern des vorigen Jahrhunderts. Aber, wie gesagt, das ist alles nur uneingestandener Vorwand. Der Grundzug ist der: wir wollen nicht mit Jedermannsgefühlen prunken, wir wollen uns nicht an Äußerungen beteiligen, die leicht etwas Schablonenhaftes erhalten, wir wollen auch nicht einmal Schauspieler scheinen. Diese Zurückhaltung ist begreiflich und entspricht dem deutschen Wesen in den höhern Formen seiner Ausbildung. Sie stimmt zu jener Keuschheit der Empfindung, die das deutsche Familienleben durchzieht, welches den Ausdruck der Zärtlichkeit mildert, zurückhält oder gar in Spott und Ironie kleidet, welches im Mittelalter die Dichter den Namen der Geliebten verschweigen hieß und die trotzdem berufene deutsche Gefühlseligkeit von Wolfram von Eschenbach bis Jean Paul mitunter zu so wunderlichen Ausdrucksformen drängte. Aber sie kann an übelster Stelle übertrieben und dann zur Kälte werden. Sie kann sich dann wie ein Mehlthau gerade auf Empfindungen legen, die bei uns der Wartung und Pflege bedürfen, an die sich so große Fragen und Erwartungen knüpfen, daß sie selbst vor dem nüchternsten Verstande bestehen bleiben. Mit nichts kann man den Deutschen mehr schrecken, als wenn man ihm ein entschiedenes „Besser Michel“ zusrift, wenn man von

„Schützenfest- und Liedertafelstimmung“ spricht oder ihm gar einen Orden in Aussicht stellt. Dann ist der Deutsche zu allem fähig. Er sieht sich bereits bis über die Ohren mit der politischen Nachtmütze angethan, sieht sich als angeäufelten Schilbbürger und Krähwinkler und als „verwerflichen Streber,“ und wie die Leute mit Fingern auf ihn weisen. Daß es zu den Zeiten Bette Michels ein deutsches Reich nicht gegeben hat, daß jene Klagen über Schützenfeststimmung gewöhnlich von Zeitungen erhoben werden, deren Ideal von Publikum eben das „souveräne Volk“ der Schützenfestler und Liedertafler bildet, daß die Orden nicht so in der Luft herumfliegen und doch wohl noch andre Eigenschaften voraussetzen als die zur „Schützenfestbegeisterung“ — das übersieht er dabei. Für die heiligste der Pflichten eines neudeutschen Staatsbürgers hält er in solchem Augenblicke nur, so steifnackig und fragbürtig als möglich zu sein.

Ein sehr erfahrener Staats- und Menschenkenner des Altertums rät dem Menschen, diejenigen Leidenschaften zu pflegen, welche er in schwachem Maße besitzt, weil er sehr wohl weiß, daß diesen schwachen andre gegenüber stehen, welche sich auf ihre Kosten breit machen. Dieser Mann war ein Grieche. Wenn er aber seinen Landsleuten die Vaterlandsliebe empfiehlt, um ihre politische Eifersucht zu mäßigen, so könnte er wohl auch ein Deutscher sein. Griechen und Deutsche ähneln sich zwar als politisches Volk — glücklicherweise — nicht vollständig, aber sie haben viele Berührungspunkte. Was der Grieche hier vor dem Deutschen voraus hat, ist sein starkes nationales Selbstbewußtsein, was ihn alles Nichtgriechische als barbarisch verachten ließ. Das trieb seine Entwicklung raketenhaft rasch in die Höhe, ließ sie aber auch ebenso rasch verschwinden. Was der Deutsche vor dem Griechen voraus hat, ist sein widerstandskräftiges, feines Nationalgefühl. Das klingt nur paradox und verträgt sich sehr gut mit dem vielhundertjährigen geographischen Begriff „Deutschland.“ Denn dieses feine Gefühl für das Unterscheidende der eignen Volkstümmlichkeit, welches seiner Sprache ihren Namen gab, ist eben Schuld daran, daß der Deutsche es — wir wollen nicht sagen: so selten, wir hoffen sagen zu können: so spät — zur nationalen Selbständigkeit gebracht hat. Was man ganz und tief innerlich sein eigen nennt, pflegt man selten sehr zu achten, ja gewöhnlich pflegt man sich dessen zu schämen. Und diese Scham vor dem eignen Wesen, auf die wir immer wieder geführt werden, ist sie nicht die eigentliche Ursache des politischen und gesellschaftlichen „Modeteufels,“ der den Deutschen stets zu schaffen macht, ist sie nicht schuld an dem unseligen Gange nach willkürlichen Bildungen und widernatürlichen Verbindungen, an dieser Sucht nach fremder Anlehnung und fremdem Titel, die, vorbildlich für alles, dem deutschen Reiche den Schatten eines heiligen römischen Reiches vorzog? Und doch ist dies dasselbe Gefühl, das in dem Augenblicke wirklicher Gefahr, wie in den Zeiten der Reformation und der Freiheitskriege, eine erstaunliche Ausdehnungskraft gewann, das über

die unzähligen Schichten fremder Sprachen, Sitten und Moden hinweg das eigentümlich deutsche Wesen in unvergleichlicher Vollkommenheit und Reinheit bewahrt hat und allen Veränderungsversuchen des Aernes bei aller äußerlichen Anerkennung im Innern einen so sichern passiven Widerstand entgegensetzt. Was für Sprachen hat man nicht schon in Deutschland geschrieben und gesprochen als feiner, als nobler, ja als anständiger im Verkehr, als die deutsche! Aber zu Hause und wo es darauf ankam, redete man „sehr deutsch.“ Friedrich der Große schrieb französisch und wetterte über die großen Ansätze zur Nationalliteratur. Aber durch seine Thaten machte er sie möglich, und in seiner persönlichen Ausdrucksweise harmonirte er mit seinen Berliner Pfahlbürgern. Nur in Deutschland konnte es vorkommen, daß die Gelehrten ein Jahrhundert lang lateinisch und französisch über die Verachtung und Vernachlässigung der Muttersprache klagten, sie aber doch schließlich auf eine Höhe brachten, wie keine andre Nation.

Wir könnten hierbei leider gleich hinzufügen, daß man sich dieser Höhe schon wieder zu schämen beginnt und sie durch die undeutschen Plattheiten zu entfernen trachtet, gleich als ob es unerträglich wäre, von diesem heimischen Gipfel über die andern hinwegsehen zu können. Belege sind hier wahrlich nicht notwendig. Wir wollen bei dem politischen Hauptthema bleiben. Auf diesem Gebiete zeigen der Deutsche und der Grieche lauter übereinstimmende Mängel. Und ihr Kern und Ursprung ist da gerade der Mangel an Patriotismus. Sa gerade das, was wir jetzt mit diesem Worte bezeichnen, der Stolz auf die staatliche Zugehörigkeit zu einem Gemeinwesen, jener Stolz, der in dem Bewußtsein des römischen Bürgers zu einem so mächtigen und wirkungsvollen Ausdruck gelangte, er fehlte zu ihrem Verderben den Griechen, und fehlt uns so sehr, daß man alle Ansätze dazu gleich als Verfälschung des Nationalcharakters ausschreiben kann. Der Römer hatte unendlich viel weniger Nationalitätsbewußtsein als der Grieche und keine Spur von dem, was der Deutsche recht eigentlich als sein Nationalgefühl empfindet. Wie er keinem einheitlichen Volkswesen erwuchs, so war es ihm stets gleich, welchem Namen er durch die Geburt angehörte und ob er griechisch, lateinisch oder iberisch sprach. Als *civis Romanus* beherrschte er die Welt. Ob Sulla oder Marius, ob Cäsar oder Pompejus, das galt ihm gleichviel, wenn es hieß gegen die Parther zu Felde zu ziehen. Jeder Parteistreit läuft da auf den Ehrgeiz hinaus, mehr Siege der römischen Bürgerschaft verzeichnen zu können. Mag sein, daß wir hier nicht mitfühlen können und uns die Charaktereigenschaften, die dem zu Grunde liegen, gar nicht einmal wünschen. Aber ihre Erfolge könnten wir sehr brauchen, gerade zur Aufrechterhaltung unsrer Charaktereigenschaften. Denn wir besitzen nicht die hellenische Nationalüberlegenheit, welche sich die Sieger unterwirft. Bei uns — und das fühlen wir wohl — bedeutet ein solch völliger staatlicher Untergang, wie der der Griechen, zugleich den nationalen. Gleichwohl nimmt man

es uns im eignen Volle übel, wenn wir jetzt, durch Erfahrung belehrt, uns bemühen, jenen uns so notwendigen Patriotismus auf dem Nationalgefühl heranzuziehen; den höchst notwendigen Versuch, das, wozu uns alle äußern Bedingungen fehlen, wenigstens auf dem Heiligtum des Innern aufzubauen, bezeichnet man — als Chauvinismus!

Es sind Parteistimmen, die sich zum Wortführer dieser recht eigentlich an sich so zu bezeichnenden Umsturzversuche machen, und die Parteien haben ja heutzutage in würdigster Weise das Erbe der alten deutschen Stammesfeindschaft und Autoritätseifersucht übernommen. Aber sie könnten es doch nicht, wenn sie nicht — selbst hier müßte man eigentlich sagen, statt dessen aber „hier am ehesten“ — auf Anklang und Übereinstimmung rechneten. Daß dem leider so ist, dafür wollen wir als sprechendsten Beleg bloß die Rolle anführen, welche der alte politische Kinderschreck „Preußentum“ noch bei den einzelnen Stämmen spielt. Damit verbindet man natürlich die (in doppelter Hinsicht) dunkle Empfindung des begünstigten Nebenbuhlers, des glücklichen Nachbarstammes. Aber es soll bis heute noch der Beweis erbracht werden, wo eigentlich dieser fürchterliche Stamm der Preußen haust. Im preußischen Staatsgebiete giebt es viele ihrem Charakter nach durchaus verschiedene Volksschattirungen, aber wo der in gewissen deutschen Gegenden sogenannte „Preiße“ steckt, wird man nicht bestimmen können. Bei den Schlesiern? Sie sind Franken und haben sich den fränkischen Charakter auffallend gewahrt. Bei den Pommern? Sie teilen das unterscheidende Merkmal des „Norddeutschen“ mit den übrigen deutschen Meeresanwohnern. Bei den Rheinländern? Sie sind alles andre. Aber in Berlin? Nun, ich weiß nicht, ob dem an unterscheidenden Merkmalen sehr armen Märker oder dem aussterbenden, aus französischen, jüdischen und polnischen Elementen merkwürdig gemischten spezifischen Altberlinertum diese Bezeichnung zukommt. Gegenwärtig trinkt man in Berlin sehr viel bairisches Bier, ißt österreichisches Gebäck zum Wiener Kaffee und hört auf Kathedern und in Gesellschaft sehr viel schwäbeln und sächseln. Das eigentümlich „Preußische“ scheint es wirklich nur „draußen“ im Reiche zu geben. Man vergegenwärtige sich einmal zur Ergründung dieses Problems einen wirklichen und unzweifelhaften Preußen und gleich den ersten und höchsten, unsern guten, entschlafenen Kaiser Wilhelm. Er hatte das Wesen des Norddeutschen und dabei doch das Gemüt des Süddeutschen, er konnte munter sein wie der Rheinländer, ja er verschmähte gelegentlich nicht einen glücklichen Griff in den Wortwitzschatz der Berliner, und war dabei ein so wetterharter Krieger, ein so unermüdlicher Arbeiter ohne Gamaßengeist und Bopf, das Ideal eines Friesen oder Pommern und Schwaben. Was also ist das eigentümlich Preußische an ihm? Nun, es ist jener Geist der Allverantwortlichkeit, jener Gemeinsinn, der, wie er alle Privatwünsche unterordnet unter seine Pflicht, unbarmherzig ist gegen alle Sonderinteressen und -Gefüste, aber alles ermuntert und alles stützt, was seine Kraft in den Dienst der Gesamtheit

stellt. Ja jener Geist, der glücklicherweise doch wohl bei allen Deutschen vorhanden ist und den geweckt und allgemein gemacht zu haben das nicht genug zu preisende Verdienst einzig des erhabenen Herrschergeschlechtes ist, das in Kaiser Wilhelm den deutschen Kaiserthron bestieg — jener Geist allein, ob er sich nun im Sachsen, Baiern, Schwaben oder im Preußen verkörpert, ist preußisch, verdient den Namen Preußentum.

Aber es ist leider sehr leicht in Deutschland, mächtigen Begriffen in der Öffentlichkeit einen häßlichen Klang anzuhängen, Anstrengungen für die Gesamtheit selbstsüchtig auszulegen, starke, wahrhafte Empfindungen wo nicht verdächtig, so doch lächerlich zu machen. Von dem letztern haben wir in diesen Wochen wieder traurige Beweise gehabt. Man sollte sich doch billiger zeigen gegen Empfindungen, die bei uns bisher nur noch stets einen rein defensiven Charakter getragen haben. Solche können kaum ein Übermaß haben. Es gab eine Zeit, wo man lachte über die „defensive Begeisterung,“ die sich etwa in Viedern wie „Sie sollen ihn nicht haben“ ausdrückte. Ich weiß nicht, ich finde sie schön und im tiefsten Sinne deutsch. So lange sich unser Nationalbewußtsein noch so in der Abwehr hält wie bisher, ist eine schädliche Wirkung auf unsern Nationalcharakter sicher nicht zu besorgen. Bis zum jour de gloire, bis zur tête de la civilisation u. dergl. hat unser „Patriotismus“ noch sehr weit. Dazu ist der Deutsche — zu sehr er selbst.



Österreich und der deutsch-französische Krieg.

1.



In den Erinnerungen und Aufzeichnungen Graf Beust's, die im vorigen Jahre unter dem Titel „Aus drei Vierteljahrhunderten“ erschienen sind, ist im zweiten Bande S. 343—400 auch der Stellung gedacht, welche Österreich-Ungarn zu dem Kriege von 1870 einnahm, und die in Gestalt einer Polemik gegen gewisse französische Behauptungen gehaltene ausführliche Schilderung derselben verdient aus mehreren Gründen ernste Beachtung der deutschen Presse. Im folgenden erfüllen wir unserertheils diese Pflicht, indem wir zuvörderst einen Abriß der Thatfachen geben, wie sie Beust und wie sie sein Hauptgegner, der Herzog von Gramont, berichtet.

Zu Ende des Jahres 1872 erklärte Thiers vor der Commission d'enquête parlementaire, es sei ihm, als er während seiner Rundreise zur Anrufung des